

Drei Leser

Autor(en): **Meier, Walther**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **19 (1951-1952)**

Heft 5

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758665>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

WALTHER MEIER

DREI LESER

Für Carl J. Burckhardt

In seiner anlässlich der Entgegennahme des Goethe-Preises der Stadt Hamburg gehaltenen Ansprache erzählte Carl J. Burckhardt auch, wie er im Jahre 1920 zum erstenmal Weimar betreten hatte. Mit einem deutschen Freund war er in einem Wagen von Wien her durch Böhmen, über Prag und Dresden, auf eine Anhöhe vor der Stadt gekommen: «Wir hatten angehalten und hatten uns auf einem Hügel bei einer altertümlichen Windmühle ins Gras gesetzt; die Flügel der Mühle standen still, groß und dunkel vor dem leuchtenden westlichen Himmel, der bald verlöschen sollte; drunten lag die Stadt an der Ilm, eingebettet in ihr stilles Tal, aus dem schon die Schatten stiegen. Allmählich entzündeten da und dort sich die Lichter, aus den Gründen erhob sich ein leichter Nebel, aber unser Hügel lag noch im Licht.

„Könntest du sagen“, frug mich mein Begleiter, „wann dir zum erstenmal bewußt wurde, was dort unten für uns geschehen ist?“

Ich mußte weit zurückkehren in der Erinnerung; und ich sah mich als Kind im ersten Schulbeginn. Ich hatte meinen Vater — auch an einem Sommerabend — lesend im Garten getroffen.

„Was liest du?“ frug ich ihn.

Er schaute vom Buche auf: „Den Untergang der Helden von Troja, lese ich“, sagte er. Er las Schillers Uebersetzung der Virgilschen Aeneis.

„Lies mir etwas!“ bat ich. Und er las die Uebertragung jenes:

Infandum, Regina, jubes renovare dolorem.

*O Königin, du weckst der alten Wunde
Unnennbar schmerzliches Gefühl.*

Nein, ich konnte noch nicht verstehen, aber zum erstenmal ergriff mich in wunderbarer Weise und bis auf den Grund die Herrlichkeit unserer geliebten Sprache; denn ich trat gewissermaßen von ihrem Rande aus, unserer alemannischen Mundart, an sie heran. Ich konnte die durch solch einfachen Rhythmus erreichte Hoheit, den Klang, das Unaussprechliche, das über diesen zehn Worten waltet, nicht mehr wegnehmen aus den Tiefen des Bewußtseins, in welche es sich gesenkt hatte.»

Was in dieser Erinnerung erzählt wird, ist nicht allein die erste Begegnung mit Weimar, sondern auch die erste Begegnung mit dem Genius der Sprache. Wenn die Magie des Wortes einen dafür empfänglichen und angelegten Geist einmal angerührt hat, dann können die Folgen bestimmend fürs Leben sein. In den Studien zu seiner Selbstbiographie notiert Jean Paul eine Erfahrung, die er als Student in einer Vorlesung des Leipziger Philosophen Plattner gemacht hatte: «Eindruck bei Plattner, bei der Stelle aus dem *Sturm*:

— We are such stuff
as dreams are made of, and our little life
Is rounded with a sleep.

— *Wir sind von solchem Stoff,
Aus dem der Traum besteht; um unser kleines Leben
Liegt ringsumher ein Schlaf.* —

Die Stelle in Shakespeare: ‚rounded with a sleep‘, von Plattner ausgesprochen, erschuf ganze Bücher von mir.»

Solche Begegnungen mit dem Genius der Sprache weisen nicht immer darauf hin, daß einer berufen sei, Bücher zu erschaffen, wohl aber meistens Bücher zu lesen. Was wäre die Kunst des Schreibens, wenn ihr nicht eine Kunst des Lesens entsprechen würde? Gefragt, was die Aufgabe der «haute critique» sei, antwortete Sainte-Beuve: «das Lesen zu lehren.» Und zu Eckermann hat Goethe einmal gesagt: «Die guten Leutchen wissen nicht, was es einen für Mühe kostet, um lesen zu lernen. Ich habe achtzig Jahre dazu gebraucht und kann jetzt noch nicht sagen, daß ich am Ziele wäre.»

Ueber die verschiedenen Weisen des Lesens hat Goethe sich öfters Gedanken gemacht. Einmal hat er sogar versucht, alle Leser auf drei klassische Typen zurückzuführen. Es geschah dies in einem kleinen Aufsatz von 1828, betitelt: «Helena in Edinburg, Paris und Moskau». Goethe beschäftigt sich darin mit drei Abhandlungen, die von Ausländern über seine «Helena» geschrieben wurden. Die eine ist von dem Schotten Carlyle, die andere von dem Franzosen Ampère und die dritte von dem Russen Schewireff. Goethe vergleicht diese drei Aeußerungen miteinander: «Hier strebt nun der Schotte, das Werk zu durchdringen; der Franzose, es zu verstehen; der Russe, sich es anzueignen. Und so hätten die Herren Carlyle, Ampère und Schewireff ganz ohne Verabredung die sämtlichen Kategorien der möglichen Teilnahme an einem Kunst- oder Naturprodukt vollständig durchgeführt.»

Es wird hier also auf drei Kategorien von Lesern hingewiesen: auf den durchdringenden, den verstehenden und den aneignenden. Um mir nun, was Goethe mit drei knappen Worten sagt, möglichst lebendig vorzustellen, will ich mich an drei berühmte Bilder von Lesenden halten.

Das erste ist eine späte Radierung von Rembrandt. Sie stammt aus dem Jahr 1653 und stellt den Heiligen Hieronymus dar. Er sitzt im Schatten eines alten Baumes auf einem Felsstück vor seiner Höhle. Ueber seiner Schulter, auf der Höhe des Felsens, steht sein Löwe, ihm den Rücken zukehrend und in die gebirgige Landschaft hinausblickend. Er bewacht den stillen Platz und verschafft Hieronymus die ungestörte Ruhe. Dieser hält ein Buch in der Hand, in das er völlig vertieft ist. Der Hut, der fast wie der eines Gärtners aussieht, beschattet sein Gesicht.

Das Blatt ist nicht das einzige, das Rembrandt, der überhaupt gerne Leser darstellte, Hieronymus gewidmet hat. Aber der Lesende in der Felsenlandschaft scheint mir der eindrucksvollste zu sein. Die Radierung gibt in der Tat jenen Geist des Lesens wieder, den Hieronymus während seines Einsiedlerlebens in Bethlehem gepflegt hat; sagt doch sein Biograph Severus von ihm: «Er ist immer mit seinem ganzen Wesen bei der Lektüre, ganz in die Bücher versunken und ruht weder am Tag noch in der Nacht.» Und die Art seines Lesens hat Hieronymus selber mit einem wundervollen Satz umschrieben: «Oras, loqueris ad sponsum; legis, ille tibi loquitur.»

Die Weise des Lesens, die Hieronymus übt, und für die er die legendäre Gestalt bildet, ist die älteste und ehrwürdigste. Es ist die *lectio divina*.

Als vor zwei Jahren im Zürcher Kunsthaus die Schätze der Ambrosiana ausgestellt waren, konnte der Besucher eine griechische

Miniatur aus dem 12. Jahrhundert bewundern. Sie schmückt einen Codex des Johann Chrysostomus. In der rechten oberen Bildecke sieht man — gleichsam durch ein Stück geöffneten Himmels — die Gestalt Christi, die Hand ausstreckend, aus der ein goldener Strahl herabströmt. Er fällt auf das Schreibpult eines heiligen Schreibers und verwandelt sich dort in Schriftzeichen. Diese Zeichen verwandeln sich wiederum in einen goldenen Strom, der vom Schreibpult herunterfließt. Eine Schar von Menschen beugt sich zu der Flut hinab und schöpft aus ihr mit beiden Händen.

Eine eindrücklichere Darstellung der *lectio divina* läßt sich gar nicht denken. Sie geht auf Vorbilder aus der griechischen Götterwelt zurück, auf Hermes Logios. «Aus seinem Munde», heißt es in der Götterlehre von Moritz, «senkte sich, nach einer dichterischen Darstellung, vom Himmel eine Kette nieder, bis zum lauschenden Ohre des Sterblichen, die der süße Wohlklang von seinen Lippen mit mächtigem Zauber lenkte.» Die Griechen hatten Hermes Logios mit dem ägyptischen Gotte Thoth identifiziert, der den Menschen die Sprache schenkte, damit sie den Willen der Götter vernehmen können.

Wer würde hier nicht an die Herkunft des Verbs: lesen erinnert, das ja ursprünglich auflesen, einsammeln, aufsammeln bedeutet hat. Deshalb hat ja auch ein moderner Philosoph das wahre Lesen als «Sammlung auf das Unausgesprochene im Gesprochenen» umschrieben.

Die *lectio divina* ist die ursprünglichste Lektüre, aber damit nicht die natürlich gegebene, und Hieronymus, um auf ihn zurückzukommen, hat sich ihr durchaus nicht von Anfang an gewidmet. Er studierte in seiner Jugend mit der größten Leidenschaft und Ausschließlichkeit die lateinischen und griechischen Dichter und Schriftsteller, selbst noch nach seiner Taufe. Aber während einer schweren Krankheit hatte er eine Vision. Im Traum erscheint ihm der Herr und fragt ihn wie ein Richter nach Stand, Beruf und Tätigkeit. Auf sein Bekenntnis, er sei Christ, donnerte ihm die Erscheinung die Antwort entgegen: «Du lügst, du bist ein Ciceronianer und kein Christ, wo nämlich dein Schatz ist, dort ist auch dein Herz.» Diese Vision war es, die Hieronymus bewog, keine weltlichen Bücher mehr zu lesen, sondern nur noch die *lectio divina* zu pflegen.

Sie ist durch die Benediktiner-Regel gleichsam zu einer Institution geworden. Mit der Verbreitung der Benediktiner-Abteien über das ganze Abendland bekamen Studium und Lektüre ihre beständigen großen Pflegestätten. Ueber einer Klosterbibliothek war die Inschrift zu lesen: «Ein Kloster ohne Bücherschrank ist eine Burg ohne Rüstkammer.» Abgesehen vom Oratorium hielten sie keinen

Raum so in Ehren wie die Bibliothek. Als die Langobarden im Jahr 575 Monte Cassino überfielen, entflohen die Mönche nur mit ihren Büchern nach Rom und ließen sogar die Reliquien ihres Gründers im Kloster zurück.

Die Folgen dieser solchermaßen verbreiteten lectio divina waren unermesslich. Durch das unablässige Schöpfen aus jenem Strom, den die griechische Miniatur so einfach darstellt, ist die mittelalterliche, abendländische Kulturwelt emporgewachsen. Nicht nur die Dome, die die alten Städte zieren, auch Gesellschaft, Staat und Reich sind von ihm mitgeformt und durchwaltet worden. Aus jenem stillen, scheinbar so tatenlosen Lesen, wie es Hieronymus auf dem Bilde von Rembrandt übt, ist nichts Geringeres entstanden als eine Welt.

*

Das zweite Bild des Lesers, das mir vorschwebt, stellt einen Mann dar, der gerade ein gutes Jahrtausend nach Hieronymus gelebt hat und zugleich der erste Herausgeber von dessen sämtlichen Schriften war: Erasmus von Rotterdam, wie ihn uns Holbein gemalt hat. Wie Hieronymus ist Erasmus ungezählte Male im Bild festgehalten worden, und auch Holbein hat ihn mehrmals gemalt. Das Bild, das ich im Auge habe, stammt aus dem Jahr 1523 und befindet sich in England. Dieser Leser sitzt nun nicht mehr in der freien Natur, verbunden mit der ganzen Schöpfungsordnung, sondern in einem schönen Innenraume, der mit einer antiken Säule geziert ist, kein Kruzifix oder Totenkopf ist da zu finden, sondern das Kapitäl der Säule schmückt ein antikes Fabelwesen, eine Sirene. Erasmus ist in einen kostbaren Pelz gekleidet, auf dem Kopf trägt er, tief in die feine Stirn gezogen, ein Barett, ohne das man ihn nie sah, wohl um seinen flachen Hinterkopf zu verbergen. Man würde diesem vornehm gekleideten Mann nicht ansehen, daß er einst die Mönchskutte getragen hatte. Die zarten Hände, von einem prächtigen Ring geschmückt, sind auf ein Buch gelegt. Er schaut nicht in das Buch hinein, sondern sinnend darüber hinaus. Das Buch trägt eine Inschrift auf dem Rücken, in griechischen Lettern, die so viel bedeuten wie «Die Arbeiten des Herkules». Es ist dies der Titel eines Buches von Erasmus, und zugleich will der Maler wohl damit auch die herkulische Geistesleistung von Erasmus andeuten. Wir haben nicht mehr einen Heiligen vor uns, sondern einen Geistesheros.

Ihn hat keine göttliche Vision wie Hieronymus zur Vertiefung in die heiligen Schriften hingerissen, sondern, wie er selber einmal

sagt: «Ich bin ohne Führer, gleichsam durch eine geheime Naturgewalt, in das Heiligtum der Musen hineingezogen worden.» Die Mönche waren nun mancherorts der Verachtung anheimgefallen. Sie waren zu viri obscuri, zu Dunkelmännern, geworden, zu Barbaren, wie Erasmus meint. Der höhere Geist lag jetzt in den Händen der Humanisten, deren berühmtester Vertreter auf der Brücke vom Mittelalter zur Renaissance Erasmus war.

Die humanistische Weise des Lesens war nun eine ganz andere als die *lectio divina*. Inzwischen war ja die Buchdruckerkunst erfunden worden, und es galt, den Schatz der antiken Schriftsteller und Dichter in guten Ausgaben zum Druck zu bringen. Das Studium der antiken Autoren hatte ursprünglich den Zweck, das Verständnis der Bibel zu fördern; aber von dieser untergeordneten Stellung erhoben sich die humanistischen Studien bald zu einer selbständigen. In einer seiner bedeutendsten Schriften stellt Erasmus Livius mit dem alten Testament auf eine Linie. Damit war ein ungeheurer Schritt getan, dessen Folgen Erasmus wohl nicht abgesehen hat. Die feinen philologischen Untersuchungen über die Sprache und die Darstellungsweise des Neuen Testaments, die ursprünglich zum Kern christlicher Wahrheit führen sollten, führten zur Untergrabung der absoluten Autorität der Bibel. An Stelle des gläubig schöpfenden Lesens trat das kritische und zog die Offenbarung vor das Forum der Vernunft. Vernunftmäßiges Vergleichen — und das ist das Wesen der neuen kritischen Art des Lesens — ließ Erasmus die antike Sittlichkeit als gleichberechtigt neben die christliche stellen, ja, er fand beide eigentlich identisch. So tut denn auch eine Figur in einem seiner Dialoge, in dem über Antike und Christentum gesprochen wird, den berühmten Ausruf: «Sancte Socrate ora pro nobis», und in einem anderen, nicht minder berühmten Dialog wird der kühne Versuch gemacht, Christus zum vollendeten Epikuräer zu erklären, der die Tugendideale dieser Philosophenschule vergeistigt und erhöht habe. Das entscheidende Wort, das Erasmus ausgesprochen hatte, lautet: «Wir dürfen nicht auf die Durchdringung des heiligen Geistes warten, uns tut wissenschaftliche Bildung not.»

Es ist interessant festzustellen, wo die Humanisten die Brücke suchten und zu finden glaubten, welche Christentum und Antike vereinigt. Vor allem ist es der Begriff des Logos, den sie bei ihrem Abgott Plato finden und zugleich im Johannes-Evangelium. Das führte sie dazu, der Vernunft eine fast absolute Bedeutung beizumessen, und damit die Würde des vernunftbegabten Menschen gewaltig zu steigern. Das christliche Mittelalter dagegen hat den Menschen als fast jeder Würde entkleidet angesehen: seine ur-

sprüngliche Gottähnlichkeit war durch den Sündenfall zerstört worden. Erasmus aber nahm die Erbsünde nicht ernst; er betrachtete sie als bloße Hypothese. Kein Wunder, wenn Luther in einem Brief über Erasmus sagt: «Das Menschliche ist bei ihm dem Göttlichen übergeordnet.» Diese Kritik trifft vielleicht für Erasmus nicht ganz zu, aber sie trifft zu für die Folgezeit.

Was war nun das Ziel des erasmischen Bildungsideals? Nicht Erkenntnis des Guten und Bösen, sondern Erkenntnis des Sinnvollen, des Vernünftigen, des Geistes und seiner Kraft, den der Mensch von Natur in sich trägt und bilden kann und bilden soll. Erasmus glaubte zu gewissen Zeiten seines Lebens, daß seine humanistischen Ideale ohne Bruch mit den kirchlichen Ordnungen durchgeführt werden könnten, daß sich eine Bruderschaft der toleranten, freiheitlichen, humanistischen Kräfte in allen Städten und Ländern bilden würde, deren Einfluß auf Staat und Gesellschaft ein goldenes Zeitalter allgemeiner Wohlfahrt und Bildung herbeizuführen vermöchte.

Aber die Reformationskriege zeigten bald, daß die Geschichte einen anderen Verlauf zu nehmen gewillt war. Die Humanisten verschwanden, aber der Same, den sie gesät hatten, ging auf. Der erasmische christlich-antike Humanismus wurde bei Montaigne zum Skeptizismus, bei Descartes zur alles beherrschenden Ratio und schließlich zur mächtigen Bewegung der französischen Aufklärung des 18. Jahrhunderts. Und es ist kein Zufall, daß Bayle, der Bahnbrecher der Aufklärung, in seiner berühmten Schrift «Nouvelles de la République des Lettres» neben das Titelblatt ein Porträt von Erasmus setzte. Damit war dieser gleichsam zum Vater der Aufklärung ernannt worden.

Wie die lectio divina, so hat auch die lectio humana eine neue Welt geschaffen, diejenige der modernen Wissenschaft, der voraussetzungslosen Forschung, und wenn aus der lectio divina die Dome herausgewachsen sind, so sind aus der lectio humana die modernen Universitäten und wissenschaftlichen Forschungszentren entstanden.

*

Das Bild des dritten großen Lesers ist im 19. Jahrhundert gemalt worden. Es hängt in der National Gallery in Melbourne und stammt von Daumier. Es stellt einen nicht minder leidenschaftlichen und ausschließlichen Leser dar, als Hieronymus und Erasmus es waren: Es ist der lesende Don Quijote. Er sitzt in einem ärmlichen Zimmer auf einem Lehnstuhl, aufs nachlässigste gekleidet. Neben

ihm am Boden erhebt sich ein Berg von Büchern, und auf seinen mageren Knien hält er einen großen Folianten ausgebreitet, in den er mit visionären Blicken vertieft ist. Durch eine halboffene Türe herein gucken der Pfarrer, seine Haushälterin und der Barbier, die ihn aus seiner Bücherwelt herausreißen wollen. Durch ein Fenster fällt ein wunderbares Licht auf sein nobles und phantastisches Antlitz und auf die aufgeschlagene Seite seines Buches. Der «Roman de la Rose», den er liest, hat ihn völlig entrückt. Das haben aber auch geistes- und willensmächtigere Naturen erfahren, als er es war. Die heilige Therese von Avila gesteht in ihrer Selbstbiographie, daß von allen weltlichen Versuchungen keine stärker gewesen sei, und keine sie größere Anstrengungen zur Ueberwindung gekostet habe als der Verzicht auf die Lektüre des «Roman de la Rose».

In Don Quijote hätten wir also den Urtyp des Romanlesers, und damit des modernen Lesers. Seine Art des Lesens wird in jüngster Zeit als dem Bedürfnis nach «Escape» entsprungen charakterisiert. Der Romanleser sei ein «Escapist», einer, der der Wirklichkeit entfliehen will, um in einem verpflichtungslosen Reiche des Traumes und der Phantasie zu leben. Am humorvollsten ist dieser Leser von Gottfried Keller geschildert worden, dort, wo er uns im «Grünen Heinrich» unter der bezeichnenden Kapitelüberschrift: «*Die Lesefamilie—Lügenzeit*» eine ganze Familie von Romanlesern vor Augen führt, und zwar folgendermaßen: «Verlorengegangene Bände aus Leihbibliotheken, geringer Abfall, aus vornehmen Häusern oder von Trödlern erstanden, lagen in der Wohnung dieser Leute auf Gesimsen, Bänken und Tischen umher, und an Sonntagen konnte man nicht nur die Geschwister und ihre Liebhaber, sondern Vater und Mutter und wer sonst noch da war, in die Lektüre der schmutzig aussehenden Bücher vertieft finden. Die Alten waren törichte Leute, welche in dieser Unterhaltung Stoff zu törichten Gesprächen suchten; die Jungen hingegen erhitzten ihre Vorstellungskraft an den gemeinen, unpoetischen Machwerken, oder vielmehr, sie suchten hier die bessere Welt, welche die Wirklichkeit ihnen nicht zeigte.»

Diese Lesewut verstrickt die ganze Familie und auch den kleinen grünen Heinrich durch die Uebertragung ihrer Phantastereien in die Wirklichkeit in ein immer größeres Lügengewebe, und alles endet in größter Verkommenheit und Verlotterung.

Doch ein solcher Leser ist Don Quijote nicht. Zwar überträgt er seine Phantasien in die Wirklichkeit und bringt sich dadurch in unendliche Schwierigkeiten, aber in ein Lügengewebe verstrickt er sich nicht, und daß er etwa in Verkommenheit ende, davon kann nun gar nicht die Rede sein. Was hat er denn auf seiner grotesken

Abenteuerfahrt anderes getan, als für das Schöne, Gute und Wahre gekämpft, sich aufgelehnt gegen jedes Unrecht, nicht einer einzigen schlimmen Regung nachgegeben, nicht eine Lüge ausgesprochen! Im letzten Buch seines Lebensromans — bis zu dem nur die wenigsten Leser vordringen — gibt er Sancho Pansa, der zum Jux an einem Fürstenhofe zum Gouverneur einer Insel erhoben worden ist, Ratschläge, wie er seine Insel künftig zu regieren habe. Wenn man mich heute, angesichts der zerstörten Welt, fragen würde, welche Tugenden Politiker und Parlamentarier haben müßten, damit die Menschen endlich ein gerechtes und würdiges Dasein zu führen imstande seien, dann würde ich vielleicht antworten: Diejenigen, die zu üben Don Quijote seinem Sancho Pansa anempfohlen hat.

Don Quijote hat also am Ende seiner phantastischen Fahrt die Weisheit gefunden. Aber wenn man das Schlußkapitel liest, das den Tod unseres großen Lesers erzählt, wird man inne werden, daß er noch mehr gefunden hat als die Weisheit, nämlich *s i c h s e l b s t*. Er erkennt angesichts des Todes seine Illusionen und wirft sie weg. Er legt auch seinen phantastischen Rittersitel ab, er will nicht mehr Don Quijote de la Mancha heißen, sondern nur noch schlicht Alonso Quijote el Bueno. Sein Taufname mit dem Zunamen: der Gute.

So wie die närrisch begonnene Lektüre Don Quijotes zur Weisheit, ja beinahe zur Heiligkeit führen kann, so kann umgekehrt, was als *lectio divina* begonnen, zur Narretei führen und zur Torheit, denken wir nur an die Geschichte des Sektenwesens, an die Wiedertäufer und an andere Formen religiösen Wahns. Aber auch die humanistische Lektüre kann weit vom Humanen wegführen ins Nichts, in den ästhetischen Nihilismus oder in die Tyrannei. Wenn die Kommunisten ihrer brutalen Diktatur einen tarnenden Namen geben wollen, so reden sie von «konkretem Humanismus».

Auch hier wollen wir fragen: Was hat die donquijoteske Lektüre, also die Romanlektüre, geschaffen? Sieht man von seinen höheren Formen ab — die die kleine Minderzahl bilden —, ist der Roman ein Massenprodukt geworden, das geistige Massenbedürfnisse befriedigt, gleichsam auf der Bahn des geringsten Widerstandes! Die Versorgung der Massen mit romanhaftem Lesestoff ist heute ein großer, moderner Industriezweig geworden. Der mittlere moderne Mensch wird hauptsächlich durch den Roman mit geistigen Dingen in Berührung gebracht. Der Roman, das Kino, die Zeitung sind die Schleusen, durch die der Strom der Zeitideen in die Massen dringen.

Die höchsten Gestaltungen des Romans aber, die «Comédie humaine» von Balzac, die Romane von Stendhal, Dostojewski, Tolstoi, Goethelf haben den Seelen- und Geistesraum des Menschen erweitert und ausgemessen. Und auf die alte, anthropologische

Frage: «Was ist der Mensch?» haben sie gültige Wahrheiten ausgesprochen! Was also aus der Lektüre nach der Art des Don Quijote schließlich im Laufe der Jahrhunderte emporgewachsen ist, ist das hochproblematische, psychologisierte Bild des modernen Menschen, ein wirres, irrlichtelierendes Spiegelbild, in das der Mensch resignierend, verzweifelnd oder mit dem Willen, es zu überwinden, blickt!

Die drei Leser, die wir, wenn auch nur flüchtig, betrachtet haben, sind also der Heilige, der Weise und der Narr, und wir haben am Schluß noch gesehen, daß jeder, je nachdem, sich in den andern verwandeln kann. Gotteserkenntnis findet der eine, Erkenntnis der Welt der andere und Selbsterkenntnis der dritte. Auf der Flucht in einem bestimmten Sinn befindet sich jeder: auf der Flucht zu Gott, auf der Flucht in den universalen Geist und auf der Flucht zu sich selbst.

Nicht nur der Mensch, jedes lebende Wesen ist stets auf der Flucht vor etwas, das ihn bedroht in seiner Existenz oder in der Entfaltung seiner Lebenskraft. Oder aber es entwickelt in sich, gerade durch die Bedrohung, jene verantwortungsvollen Kräfte und Verteidigungswaffen, die ein Fliehen nicht mehr nötig machen. So entspringt auch die leidenschaftliche Hingabe an die Lektüre entweder dem Wunsch nach Flucht oder dem Wunsch nach Selbstverwirklichung, entweder dem Drang, sich zu entfliehen oder sein Selbst zu verwirklichen. Das hat Marcel Proust einmal folgendermaßen ausgesprochen: «In Wirklichkeit ist jeder Leser, wenn er liest, ein Leser seiner selbst. Das Werk des Schriftstellers ist nur eine Art von optischem Instrument, welches der Schriftsteller dem Leser anbietet, damit er dasjenige in dem Buch zu unterscheiden vermag, was er allein wahrscheinlich in sich nicht gesehen haben würde. Das Wiedererkennen seiner selbst in dem Buch durch den Leser ist der Beweis von dessen Wahrheit und vice versa. Und in einem gewissen Maße ist zuletzt die Differenz zwischen den beiden Texten oft weniger dem Autor als dem Leser zuzuschreiben.»

Der vollendete Leser, den es wohl nur sehr selten gibt, wäre derjenige, der alle drei hier geschilderten Arten des Lesens in sich vereinigen würde. Sein Lesen wäre ein ehrfürchtiges, kritisches und phantasievolles zugleich. Fromme Lektüre ohne Kritik und Phantasie führt zu absurdem Dogmatismus. Kritische Lektüre ohne Phantasie und Ehrfurcht ist steril. Phantasievolle Lektüre ohne Kritik und Ehrfurcht ist Torheit.

Ich habe lang nach einem Wort gesucht, welches alles zusammenfassen sollte, was das Wesen der hohen Lektüre ausmacht, sowohl

der durchdringenden wie auch der verstehenden und aneignenden, derjenigen des Hieronymus, des Erasmus und des Don Quijote.

Ich habe keines finden können, bis ich auf eine Stelle bei Goethe gestoßen bin, in der dieses Wort aufleuchtet.

Es konnte nicht anders sein, als daß es ein neues Wort war, ein zum erstenmal geschaffenes und ausgesprochenes! Er schrieb an Zelter am 26. Juli 1828 bei Gelegenheit des zweiten Teiles seines Faust: «Wenn dies Ding nicht fortgesetzt auf einen übermüthigen Zustand hindeutet, wenn es den Leser nicht nötigt, *s i c h ü b e r s i c h h i n a u s z u m u t e n*, so ist es nichts wert!»

Durch die hohe Lektüre sind wir also genötigt, uns über uns hinauszumuten. Unser Mut, unser Gemüt und unser Sinn und Geist müssen uns über uns hinaustragen, damit wir uns in das verwandeln, woraufhin wir ursprünglich angelegt worden sind.

